

MATT MORGAN
LEBENSURSACHE: TOD

MATT MORGAN



LEBENS-
URSACHE:
TOD

WAS WIR VON MENSCHEN LERNEN KÖNNEN,
DIE EINE ZWEITE CHANCE BEKOMMEN HABEN

Aus dem Englischen von Ursula Held

 KÖSEL

Die Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel
A SECOND ACT. What Nearly Dying Teaches Us About Really Living
bei Simon & Schuster UK Ltd.

© Dr. Matt Morgan 2025

Diese Ausgabe wurde in Vereinbarung Johnson & Alcock Ltd.,
veröffentlicht.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Copyright © 2026 Kösel-Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: zero media GmbH, München,
nach einer Vorlage von Craig Fraser, S&S Art Dept
Umschlagabbildungen: Herz © VintageMedStock/Getty Images;
Blumen/Blätter © stock.adobe.com
Satz: Satzwerk Huber, Germering
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-466-37365-9

www.koesel.de

*Für alle Patientinnen und Patienten,
denen eine zweite Chance verwehrt geblieben ist.*

INHALT



Vorwort: Aunty Win	II
1 Vom Blitz getroffen	21
2 Blaues Blut	36
3 Roter Staub	70
4 Summer	85
5 Drowning not waving	105
6 Ein Herz im Glas	122
7 Nussbeben	141
8 Drei Milliarden Schläge	161
9 Herzlos	194
10 Steifgefroren	220
11 Eine Totenfeier für meine Freunde	236
Zum Schluss	263
Dank	270

*Es gibt nur einen Augenblick zwischen der Vergangenheit und
der Zukunft. Diesen Augenblick nennen wir das Leben.*

Terry Pratchett



VORWORT AUNTY WIN

*Win, siebenundneunzig
Todesursache: das Leben*

Ich habe schlechte Neuigkeiten: Sie werden sterben. Ich werde sterben. Wir alle werden sterben. Von Steve Jobs stammt der Ausspruch: »Der Tod ist die beste Erfindung des Lebens«. Ewiges Leben wäre überhaupt kein Leben. Was aber, wenn es Menschen gibt, die beide Seiten kennengelernt haben? Menschen, die ins Dunkel geschaut haben und in ein neues Leben zurückgekehrt sind? Menschen, die Teil der winzigen 6 Prozent sind, die einen Herzstillstand unbeschadet überleben, deren Herz aufgehört hat zu schlagen und dann doch weiterpocht?¹ Was

1 Der Prozentsatz wird unterschiedlich angegeben, je nach Land, den verwendeten Daten und der Definition von »unbeschadet«. Ich nutze hier die neuesten Statistiken von Steven C. Brooks, Gareth R. Clegg, Janet Bray, Charles D. Deakin, Gavin D. Perkins, Mattias Ringh, Christopher M. Smith et al., »Optimizing Outcomes After Out-of-Hospital Cardiac Arrest With Innovative Approaches to Public-Access Defibrillation: A Scientific Statement From the International Liaison Committee on Resuscitation«, in: *Circulation* 145/13, 2022, e776–801, <https://doi.org/10.1161/CIR.0000000000001013>

können sie uns berichten? Das Leben wird vorwärts gelebt, aber rückwärts verstanden: Fangen wir also an seinem Ende an.



Nie zuvor war ich an meinem Geburtstag auf einer Trauerfeier gewesen. Es sollte aber nicht das letzte Mal sein. In den Jahren nach Aunty Wins Tod sollte mein Lebensweg noch einige Wandlungen und Wendungen nehmen. Ich sollte mich verlieren und wiederfinden, und das dank der Geschichten der Beinahe-Toten, die ich in diesem Buch versammelt habe. Und dann sollte ich fünf Jahre später, wieder an meinem Geburtstag, zu einer Beerdigung gehen, die mir half, ein besseres Leben zu führen.

Meine Tante Win starb mit siebenundneunzig. Sie hatte ein außergewöhnliches Leben hinter sich, und es gab eigentlich keinen Grund, warum ihr Begräbnis besonders traurig sein sollte. Und in vielerlei Hinsicht war es das auch nicht. Doch Tradition und Kultur verlangen einen ernsten Rahmen, sie stellen den Verlust, nicht das Weitergegebene in den Vordergrund. Das Begräbnis fand unter einem düsteren, graubewölkten Himmel statt, als wäre auch die Natur Trauergast. Die Leute trugen dicke Wollmäntel und dunkle, um ehrfürchtige Hälse gewickelte Schals. Die blattlosen Bäume standen da als stumme Zeugen, ihre Skelettzweige gen Himmel gereckt. Das überfrorene Gras unter meinen blank polierten Schuhen knirschte im Takt, während ich Win mit fünf anderen auf meiner Schulter trug. Im Schutz der steinernen Kirche hatte sich ein Hauch von Weihrauch in den Geruch nach kalter, feuchter Erde gemischt. Als der Sarg hinabgelassen wurde, fiel sanfter Regen. Die letzten kummervollen Grüße, Mahnungen an die fragile Schönheit des Lebens, wurden in den Wind geflüstert. Ich trug meine Rede vor, die ich in

Briefform verfasst hatte und mit der ich die von der Tradition geforderte Trauer zu durchbrechen suchte:

*Liebe Aunty Win,
noch nie habe ich jemandem geschrieben, der verstorben ist.
Aber es erscheint mir passend. Zunächst wollte ich etwas über
dich schreiben, aber dann dachte ich: Wieso schreibe ich nicht
lieber an dich? Dieser Brief stammt nun nicht nur von mir, son-
dern von allen, die heute hier sind und dir Danke, Hallo und
Adieu sagen möchten.*

*Neunundsiebzig Jahre, das ist schon eine wirklich lange Zeit:
5044 Samstage und Faulenzer-Sonntage. 1164 Vollmonde, sechs
Mal Sonnenfinsternis, sieben Häuser, fünf Arbeitsstellen, zwei
Heiratsanträge. Drei Milliarden Herzschläge.*

*Aber in deiner Geschichte geht es nicht nur um das wie lange,
sondern auch um das, was du gesehen, gehört, gesagt und er-
lebt hast:*

*Die Gründung der BBC, das Wahlrecht für Frauen, die Ent-
deckung des Penicillins, den Tod eines Königs, die Abdankung
eines Königs, einen neuen König, später eine Königin, den Krieg,
die deutschen Bomber, Churchill, den D-Day, den 8. Mai 1945,
die Einführung des National Health Service, die Olympischen
Spiele in London, die Entdeckung der DNA, England als Fuß-
ballweltmeister, die Beatles, die Concorde, die Abschaffung des
Shillings, den EU-Beitritt, den EU-Austritt, das Internet, Han-
dys, lauter Präsidenten, Premierminister und Musikstars, die
kommen und gehen, während du bleibst.*

*Aber in deiner Geschichte geht es eben auch nicht nur darum,
wie lange du hier warst und was du gesehen, gehört, gesagt und
erlebt hast. Es geht darum, wer du gestern und heute für uns
warst und bist: Tochter, Schwester, Nichte, Tante, Hofhelferin, für*

manche wie eine Mutter, für so viele eine Freundin, ein Fels, eine Vertraute, treue Friedhofsbesucherin, stolze und weise Inspirationsquelle, Tänzerin, Sekretärin und Kriegsheldin, Kartenzeichnerin, Schreiberin von Hunderten Weihnachtsgrüßen, Keks- und KitKat-Versorgerin, und für mich einfach Aunty Win, von uns allen geliebt, jetzt, einst und immer.

Mit herzlichen Grüßen von all deinen Freunden, deiner Familie und allen, die das Glück hatten, dich kennenzulernen.

PS: Schreib zurück, wenn es passt.

Es half offenbar. Als der letzte Orgelton verklungen war, wich der feierliche Ernst einem wärmenden Gemeinschaftsgefühl. Die Trauergäste begaben sich vom Friedhof zu Wins Haus, man fand Trost im Miteinander. Inmitten murmelnder Gespräche und klappernder Teetassen, umgeben vom Duft frisch gebackener Scones und Wein statt der feuchtkalten Kirche, hellte sich die Stimmung spürbar auf.

Auf dem Tisch ein Foto von Win, ein aus einem langen, glücklichen Leben herausgegriffener freudiger Augenblick. Die Gäste erinnern sich, erzählen, in ihren Stimmen liegen Zuneigung und Wehmut. Im Hintergrund hört man die von Win so geliebten walisischen Lieder. Die Kinder hocken in den Zimmerecken und spielen. Die Geschichten und das Lachen durchweben den Raum wie ein unsichtbarer Faden, der alle verbindet und sich nach Win ausstreckt. Am Ende umarmt man sich, gibt sich die Hand und schließt den stillen Pakt, die Erinnerung an die Verstorbene wachzuhalten. »Wir müssen uns bald wiedersehen«, verspricht man einander – wissend, dass der nächste Anlass das eigene Begräbnis sein könnte.

Es wird ruhiger, man findet eine Art Abschluss. Die Trauergäste machen sich auf und nehmen den tröstlichen Gedanken mit, dass

man das Leben in all seiner Schönheit und Zerbrechlichkeit doch am besten wertschätzt, wenn man sich mit jenen fühlt, die bleiben. Mir kam ein Gedanke: Win hätte all das – die Musik, die Menschen, das Essen, die Lesungen – wirklich gut gefallen. Meine Tante wäre zu gern bei ihrem Begräbnis dabei gewesen.



Ich arbeite seit mehr als zwanzig Jahren als Intensivmediziner und kümmere mich um Patienten, die sich in einem dichten Nebel zwischen Leben und Tod bewegen.

Intensivmediziner: Auf der Intensivstation tätiger Arzt und Spezialist für Reanimation, der sich mit der Überwachung, Erkennung und Behandlung akut lebensbedrohlicher Zustände befasst. Am Ende nur ein Mensch, der zur Arbeit geht.

Einer von fünf Patienten, der auf die Intensivstation kommt, verstirbt dort. Und doch hat kaum jemand eine Vorstellung davon, wie es dort genau zugeht. Die Intensivstation (ITS) ist ein Ort, an dem der Ausnahmezustand zur Routine wird: Hier steht das Leben gefährlich auf der Kippe und jeder Augenblick ist ein Kampf gegen das Geschick. Zugleich aber ist es ein ganz normaler Ort: Die Leute kommen zur Arbeit, trinken Kaffee, machen Mittagspause, Drucker surren und Toiletten verstopfen. Tatsächlich verwundert mich am meisten, dass hier dank ganz normaler Menschen und Dinge wirklich Erstaunliches passiert. Die ITS ist ein beschleunigter Mikrokosmos.

In den 1940er Jahren, als mein Vater geboren wurde, gab es keine richtiggehenden Intensivstationen. Erst 1952, während der weltweiten Polio-Epidemien, schlug der dänische Anästhesist

Dr. Björn Ibsen vor, einer sterbenskranken zwölfjährigen Polio-Patientin namens Vivi einen Beatmungsschlauch zu legen und wurde damit zum Begründer der Intensivmedizin. Aber es sind nicht die Methoden, Maschinen oder Medikamente, die eine Intensivstation ausmachen – sondern die Menschen, die dort arbeiten. Vivi überlebte, weil sich 1500 Medizinstudenten dabei abwechselten, den mit dem Schlauch verbundenen Beatmungsbeutel mit den Händen zusammenzudrücken – über Stunden und Tage, dann über Wochen und Monate. Sie konnte das Krankenhaus verlassen, sie konnte ein gutes Leben führen, sich verlieben und verreisen – dank dieser Menschen. Knapp siebzig Jahre später, mit dem Ausbruch der Coronapandemie, war die Intensivmedizin in aller Munde. Für mich ist sie ganz einfach mein Arbeitsplatz, ein erstaunlicher Ort mit wunderbaren Kollegen.

Wer eine Intensivstation betritt, dem fällt zuerst diese Symphonie aus Piep- und Summtönen auf, die von ausgeklügelten Apparaten wie Beatmungsmaschinen, Infusionspumpen, Dialysegeräten und Monitoren ausgestoßen werden. Ihr Zusammenspiel hält den Patienten am Leben. Das Intensivbett ist bei Weitem kein Platz zum Ausruhen, sondern Dreh- und Angelpunkt zahlreicher Maßnahmen, die von modernster Technik, vor allem aber von engagierten Pflegekräften begleitet werden. Die stillen Helden der ITS gewährleisten eine Rund-um-die-Uhr-Versorgung und sorgen dafür, dass jeder Herzschlag und jeder Atemzug sorgfältig überwacht wird.

Intensivpatienten sind in einem besonders kritischen Zustand, sie kämpfen mit ernststen Organversagen – Lungen, die das Atmen verweigern, Herzen, die ins Straucheln geraten sind und Nieren, die nicht mehr filtern wollen. Ursachen sind etwa schwere Infektionen, postoperative Komplikationen, traumatische Verletzungen oder ein Immunsystem, das den eigenen Kör-

per angreift. Kein Wunder, dass ich nicht immer auf Anhieb alle infrage kommenden 13 000 Diagnosen, 6000 Medikamente und 4000 operativen Maßnahmen aufzählen kann. Ich versuche, die streng logischen Aspekte der Intensivmedizin und die dringend benötigte Menschlichkeit auszutarieren. Ich denke nicht mit dem Bauch und furze nicht mit dem Hirn.

Die Intensivstation ist ein Hotspot der Innovation. Zur Verbesserung der Patientensicherheit hat man sich von Schulungskonzepten aus der Luftfahrt und von Erkenntnissen der Kognitionswissenschaft inspirieren lassen und arbeitet mit Checklisten und Crew Resource Management, um menschliche Fehler zu reduzieren. Diese Strategien sorgen dafür, dass auch in unvorhergesehenen, chaotischen Situationen jeder Patient die beste, auf ihn zugeschnittene Behandlung erfährt.

Das hat seinen Preis. Eine Nacht auf der Intensivstation kann bis zu 3000 Euro kosten. Aber es funktioniert: die ITS rettet Leben. Dank verbesserter Systeme, verbesserter Ausbildung und Ausrüstung und dem Einsatz evidenzbasierter Therapien ist die Sterberate bei kritisch kranken Patienten stetig gesunken. Weltweit werden jedes Jahr über 30 Millionen Patienten auf Intensivstationen behandelt, 24 Millionen von ihnen überleben. Nimmt man die Beatmung der kleinen Vivi als Anfangspunkt, so hat die Intensivmedizin seither schätzungsweise eine halbe Milliarde Menschenleben gerettet.

Doch abgesehen von den Kosten, der technischen Ausstattung und den Verfahren sind es die bedeutenderen emotionalen und ethischen Aspekte des Lebens, die das Herz jeder Intensivstation ausmachen. Denn hier koexistieren menschliche Widerstandskraft und Schwäche, hier wird jeder Sieg hart errungen und jeder Verlust tief empfunden. Das Personal durchschifft eine Krise nach der anderen und beweist bemerkenswerte Aus-

dauer, Empathie und moralische Stärke bei der Begleitung von Patienten und deren Familien durch schwerste Zeiten. Doch wir sind nicht nur dafür da, das Leben zu schützen. Unsere Aufgabe ist es auch, den Tod zu schützen. Wir wirken daran mit, dass vier von fünf Menschen die Intensivstation überleben, aber wir kümmern uns auch um das Fünftel, das es leider nicht schafft.



Ich habe hundertfach erlebt, dass das Herz eines Menschen zu schlagen aufhört. Dass jemand stirbt, wiederbelebt wird und zurückkehrt. Nach dem Tod meiner Tante Win, als sich die Tage zogen und die Jahre verflogen, wurde mir bewusst, dass es eben diese Menschen sind, denen wir zuhören sollten, eher als den Business-Gurus und Social-Media-Influencern: Patienten, die ihre unvorhergesehene Begegnung mit dem Tod überlebt haben. Sie wissen, was wirklich von Bedeutung ist.

Und so kam es, dass ich nach Wins Beerdigung anfang, die Worte dieser Menschen zu sammeln. Ich nahm mir vor, ihre Gedanken und ihre Antworten auf schwierige Fragen festzuhalten. Bei der Arbeit hatte ich nun ständig ein kleines rotes Notizbuch dabei, in das ich eintrug, was ich ihr »Lebensgeflüster« nannte. Wir haben alle schon solche Worte gehört – in Gedichten, Liedern oder aus dem Mund derer, die wir lieben. Doch nur nach der Berührung des Todes und der Konfrontation mit der eigenen Sterblichkeit können wir das Flüstern laut und klar hören. Denn das Leben wird rückwärts verstanden, aber vorwärts gelebt. Derzeit stirbt jährlich einer von einhundert Menschen² –

2 Laut dem *World Factbook* der CIA schwankt die Sterblichkeitsrate zwischen 19 Toten pro 1000 Einwohnern in der Ukraine und gerade einmal einem Toten pro 1000 Einwohnern in Katar.

welche Zeit wäre also besser geeignet, um diese Stimmen den verbleibenden Neunundneunzig zu Gehör zu bringen?

Ich möchte hier davon berichten, was mich meine Patienten gelehrt haben. Diese Menschen sind auf verschiedene Weise gestorben – da sind zwei Freunde, die vom Blitz erschlagen werden; eine Frau, die kein Herz mehr hat; ein Angler, der über den Jordan ging; ein Mann, der von Schneemassen begraben wird und ein Arzt, dem das Herz gebrochen wurde. Die folgenden Kapitel stellen diese Menschen in ihrem ersten Leben vor, schildern ihren Tod und erklären, wie ihre Wiederbelebung gelang – daraufhin treffen wir sie im zweiten Akt ihres Daseins wieder. Wir werden erfahren, welche Veränderungen in ihnen vorgegangen sind und was wir alle daraus lernen können, um unsere Zeit auf dieser kleinen blauen Kugel möglichst gut zu verbringen. Denn wenn Totenfeiern an die Toten vergeudet sind, dann ist das Leben an die Lebenden vergeudet.



VOM BLITZ GETROFFEN

Ed, siebenundvierzig

Todesursache: Blitzschlag

Lebensursache: Über die Liebe reden, von den Toten sprechen

Ed erinnert sich an den Tag, an dem er starb. Als fußballirrer Siebzehnjähriger in einer englischen Kleinstadt stand freitagabends nur eins auf dem Programm: mit Freunden in den Pub gehen. Als ich mich dreißig Jahre später mit dem nun siebenundvierzigjährigen Ed unterhalte, merkt man ihm das Gewicht der von wilden Stürmen geprägten Lebensjahre an. Er ist mit einigen Narben, aber gestärkt aus ihnen hervorgegangen. An dem Tag trägt er eine blaue Kapuzenjacke: Ihr weißer Reißverschluss, der perfekt zu den hellen Flecken in seinem gepflegten Bart passt, zieht sich in gerader Linie über die Brust und lässt mich an den Blitz denken, der Ed und seinen besten Freund Stuart vor drei Jahrzehnten in den Körper fuhr. Ed bekam eine zweite Chance, Stuart nicht.

Ed wurde in Kenilworth im englischen Warwickshire geboren. Sein Vater, ein nüchterner Verstandesmensch, arbeitete als

Elektroingenieur, während seine Mutter sich zu Hause um die drei Söhne kümmerte. Nachdem die Familie aufgrund der Tätigkeit des Vaters in verschiedenen Städten kreuz und quer im Land gewohnt hatte, zog sie, als Ed zehn war, wieder zurück nach Kenilworth. Seine Brüder gingen inzwischen studieren, sodass Ed quasi zum Einzelkind wurde, doch er wusste sich zu beschäftigen. Gute Schulnoten fielen ihm nicht leicht, zum Teil auch, weil Eds Eltern ihn zu Fächern drängten, die sie für wichtig hielten, anstatt ihn seiner kreativen Ader folgen zu lassen. Aber die Schule war ja nicht nur für die Noten, sondern auch für die Freunde da, und die sorgten in Eds Leben für großen Spaß.

Er erzählt mir vom ruhigen Takt des Kleinstadtlebens: Nach der Schule wird im Park rumgegangen, am Donnerstag wird der Freitagabend, am Freitag der Samstagabend geplant. Beide werden in verrauchten Pubs verbracht, wo jeder jeden kennt und auch schon mal geknutscht hat. Das erinnert mich an meine eigene Jugend, die ich in Wales, auf dem rauen Pflaster der Stadt Neath, verbracht habe, in der zufälligerweise auch Eds Großmutter wohnte. Für Ed jedenfalls war jedes Wochenende gleich, bis auf eines jeweils im Juni. Im Juni 1994 sollte es schrecklich anders werden.

Immer am letzten Juniwochenende gab es in Kenilworth eine Kirmes, mit Fahrgeschäften und Buden, aus denen teure, halbgare Hotdogs oder auch sensationelle, zu Hause als unnütz erkannte Küchenutensilien verkauft wurden. Das Ganze fand auf dem idyllischen Rasengelände der Klosterruine Abbey Fields statt, umgeben von Hügeln, auf denen im Winter gerodet wurde.

Nach einem frühen Abstecher in den Pub hatten sich auch Ed und seine vier Freunde zum Rummel aufgemacht. Am Ende, kurz vor Sonnenuntergang, liefen die Jugendlichen über die

Wiese zurück zur Hauptstraße. Eds bester Freund Stuart wollte dort ein Taxi nach Hause nehmen, weil seine Eltern im Urlaub waren und ihn nicht abholen konnten. Mit sechzehn war Stuart der Jüngste der Gruppe, und mit seiner kleinen, aber stämmigen Statur außerdem der perfekte Verbindungshalb der Rugby-Mannschaft im nahegelegenen Leamington. Die beiden Jungen hatten sich angefreundet, als Stuart zur elften Klasse auf Eds Oberschule gewechselt war. Oft tranken sie nach Schulschluss bei Ed noch einen löslichen Kaffee mit viel Milch, bevor Stuart nach Hause radelte.

Hinter den Vieren ebte gerade der Kirmeslärm ab, als es zu regnen anfang. Die Tropfen fielen so schwer, dass ihre über die Köpfe gehaltenen Pullis im Nu durchnässt waren. Stuart und seine Freundin suchten Schutz unter einer der alten Eichen am Wiesenrand, Ed und seine Freundin Emma liefen weiter.

»Und dann kam dieser Knall!«, berichtet mir Ed und nimmt die Hände hoch.

Der Knall war ein mächtiger Blitzschlag von 300 Millionen Volt – damit könnte man meine Heimatstadt Cardiff einen ganzen Tag mit Strom versorgen. Emma flog hintenüber, Arme und Beine von sich gestreckt wie beim Hampelmann. Ed erinnert sich an ein Leuchten und wie er auf den Boden geworfen wurde. »Als würde ich wie eine Coladose zertreten«, schildert er das Gefühl. Und dann starb er.

Die Ursache für einen Herzstillstand durch einen Blitzschlag ist meist ein direkter Schaden an dem den Herzschlag kontrollierenden Gewebe, dem Sinusknoten. Der Kurzschluss trennt die Verbindungen, die gewährleisten, dass das Herz im Takt schlägt – auf ähnliche Störungen wird Eds Vater bei seiner Arbeit am europäischen Telefonnetz gestoßen sein. Ein Blitzschlag führt zudem zu ernststen Verbrennungen, und das nicht

nur am Körper, sondern auch in den Organen. Auch kann es aufgrund der Muskeler schlaffung zu einem Nierenversagen kommen. Diese Erscheinungen lassen sich behandeln, doch dafür muss der Patient erst einmal im Krankenhaus ankommen – und zwar lebend. Entscheidend ist eine schnelle Reanimation zur Vermeidung von Hirnschäden. Je mehr Zeit verrinnt, desto größer der akute Blutmangel im Hirn. Und so ein Gehirn ist ein hungriges Organ, es benötigt dreimal so viel sauerstoffreiches Blut wie das Herz. Ohne diese Zufuhr sterben jede Sekunde Millionen Nervenzellen, feinste in Fett gebettete Leitungen. Bei einem Herzstillstand gilt also: Zeit ist Hirn und Hirn ist Ich.

Der Blitz war mit solcher Gewalt eingeschlagen, dass man es auf der zweihundert Meter entfernten Feuerwache hören konnte. Einer der freiwilligen Feuerwehrleute, der gerade in sein Auto steigen und nach Hause fahren wollte, rannte durch den Regen auf die Felder – ohne eine Ahnung, was ihn dort erwarten würde. Zuerst entdeckte er Eds Körper. Während er ihn reanimierte, sah er, dass unter der Eiche noch jemand lag. Ed wurde zuerst gefunden, er lebte. Für Stuart kam jede Hilfe zu spät.



Wenn man bedenkt, wie viele Pläne wir schmieden, wie oft wir das Für und Wider einer Entscheidung abwägen oder gar schlaflose Nächte verbringen, weil wir darüber grübeln, ob Option A oder B die bessere ist, dann scheint es, als hätten wir die Kontrolle über unser Leben. Ob es nun darum geht, eine Beziehung zu beenden, einen neuen Job anzunehmen oder ins Ausland zu ziehen, wir benehmen uns wie Schiedsrichter, als läge die Entscheidung in unserer Hand. Doch da unterliegen wir einer Illusion.

Die meisten großen Weggabelungen in unserem Leben ergeben sich durch reinen Zufall. Zunächst einmal sind wir auf die Welt gekommen, was an sich ein vollkommen unwahrscheinliches Ereignis darstellt. Dann hatten wir auch noch das Glück, nicht im Baby- oder Kleinkindalter zu versterben. Die Gene, die uns mutig oder stark oder motiviert oder faul machen, haben wir uns nicht ausgesucht. Wir haben uns womöglich in jemanden verliebt, dem wir genauso gut nie begegnet sein könnten – ob man sich nun am Flughafen, in der Schule, bei der Arbeit oder dank eines Algorithmus kennengelernt hat. Jedes Ereignis, und mag es noch so unbedeutend erscheinen, hat Sie durch eine Million Türen geführt, bis zu dem Punkt, an dem Sie hier und heute diese Worte lesen. Irre. Manchmal glaube ich, wir bestehen aus Zufällen.



Dass Ed leben durfte und Stuart sterben musste, war reiner Zufall. Es gehörten nur eine Portion Glück und ein Körnchen Pech dazu. Wäre Ed derjenige gewesen, der unter dem Baum stand, dann würde ich mich heute mit Stuart unterhalten. Hätte der Feuerwehrmann früher Feierabend gemacht oder wäre krank gewesen, hätte die Wache einen Kilometer weiter weg gelegen, dann wären beide Jungen tot gewesen. Der Zufall ist nicht zimperlich. Ed wurde wenige Minuten nach seinem Herzstillstand reanimiert und ins Leben zurückgeholt. Bei Stuart erfolgte die Reanimation nur wenige Augenblicke später und er starb.

Der Zufall kennt zwei Richtungen. Tagtäglich kümmere ich mich auf der Intensivstation um Patienten in einem kritischen Zustand. Manche haben Pech gehabt, manche haben schlechte Entscheidungen getroffen. Sie haben zu viel getrunken, sie sind

zu schnell gefahren oder sie haben eine Dummheit begangen. Aber auch ich habe schon zu viel getrunken, bin zu schnell gefahren oder habe eine Dummheit begangen. Ich hatte Glück. Sie hatten Unglück. Sie sterben, sie müssen ins Gefängnis, ich jedoch mache einfach weiter.

Der britische Philosoph Derek Parfit spricht hier vom »moralischen Zufall« und beschreibt Situationen, in denen die moralische Beurteilung von Handlungen von Faktoren abhängt, die der Handelnde nicht beeinflussen kann. Die Bewertung einer Tat fällt unterschiedlich aus, je nachdem, welche Folgen sie hat. Und diese Folgen, so stellt Parfit heraus, sind oft vom Zufall beeinflusst. So können zwei Autofahrer sich ähnlich rücksichtslos verhalten, doch nur der eine überfährt einen Fußgänger, der dann auf meiner ITS landet. Der Grund für diesen unterschiedlichen Ausgang ist nicht der Grad an Rücksichtslosigkeit, sondern vielmehr Faktoren, auf welche die Fahrer keinen Einfluss haben. Die Gesellschaft und das Gesetz verurteilen den Unfallfahrer weitaus strenger, obgleich beide Fahrer gleichermaßen rücksichtslos gehandelt haben. Das erscheint ungerecht. Wenn wir nun den Faktor des Unkontrollierbaren im Blick behalten, fällt es uns vielleicht leichter, anderen mit mehr Verständnis und Mitgefühl zu begegnen, da wir erkennen, dass unsere Morallandschaft durch vielerlei Einflüsse geformt wird.

Diese Erkenntnis ermöglicht uns, den anderen nicht mit seinem schlimmsten Fehler gleichzusetzen. Denn der Einzelne ist nicht nur das Produkt seines unglücklichsten moralischen Zufalls. Wenn wir ein Bewusstsein dafür haben, dass auch unser eigenes Leben zum Großteil vom Zufall abhängt, verschafft uns das einen größeren Abstand zwischen Reiz und Reaktion, sodass wir Erfolge ohne Selbstgefälligkeit und Misserfolge ohne Ver-

bitterung annehmen. Wir können kein endgültiges Urteil über jemanden fällen. Und wenn es einen Gott gibt, dann würfelt er.



Als der Feuerwehrmann seinen Brustkorb niederdrückte und wieder Blut in sein Hirn floss, wachte Ed auf.

»Wir haben ihn!«, sagte jemand aus der Menge, die von der Kirmes herübergekommen war. Fremde nahmen Ed hoch und trugen ihn unter einem Regenschirm den Hügel hinab. Die Straßenlaternen leuchteten in seltsamen Farben, und Ed erinnert sich, dass es ihm vorkam, als treibe er auf einem Schwimmring durch weiche Fluten aus Licht. Dann blieb sein Herz erneut stehen.

»Er ist wieder weg!«

Nach weiteren Reanimationsmaßnahmen kam Ed zu sich, als er bereits im Rettungswagen lag, der ihn auf die Kardiologie im nahegelegenen Krankenhaus in Warwick brachte. In den frühen Morgenstunden lag er lange wach, und eine wohlmeinende Pflegerin fragte ihn: »Hast du schon einmal einen Freund verloren?« Als er über den Flur lief, sah Ed einen von Stuarts Brüdern, der weinend dasaß und wohl darauf wartete, dass die Eltern von ihrer Reise zurückkehrten. Stuart war nur eine Woche vor seinem siebzehnten Geburtstag an der Mangeldurchblutung seines Gehirns gestorben.

Dabei war Ed eher der Normalfall, Stuart dagegen hatte enormes Pech. Neun von zehn Menschen, die vom Blitz getroffen werden, überleben das Ereignis. Das liegt daran, dass ein direkter Blitzschlag nur äußerst selten vorkommt. Bei den meisten Unfällen ist der Blitz ein Stück entfernt eingeschlagen und den Erdboden entlanggewandert. Ed muss in größerer Entfernung

vom Einschlagspunkt gestanden haben als Stuart. Womöglich wurde er auch nur von einem Seitenblitz getroffen, bei dem ein Teil der Ladung von einem Baum oder einem anderen Objekt auf die Person überspringt. Indirekte Blitzschläge wie diese sind weitaus häufiger und weniger tödlich als ein direkter Einschlag.

Wenn der Blitzschlag aber direkt durch den Körper geht, hört meist das Herz auf zu schlagen und es sind Wiederbelebungsmaßnahmen erforderlich. Und je schneller diese erfolgen, umso besser. Jede Minute Verzögerung verringert die Überlebenschancen um 10 Prozent. Stuart hatte das Pech, von einem direkten Blitz getroffen zu werden, Ed hatte das Glück, dass so schnell Hilfe kam.

Schon am nächsten Tag wurde er aus dem Krankenhaus entlassen. Emma, die bei dem Einschlag durch die Luft geflogen war, hatte sich nur leicht verletzt und war vor Ort versorgt worden. Stuarts Freundin war nichts geschehen. In der Tüte, in der das Krankenhaus ihm seine Sachen mitgab, war ein Bild, das Ed während der schlaflosen Stunden gezeichnet hatte: Es zeigte, von oben gesehen, wie sein Körper auf dem Boden lag, die Knöpfe der Jeansjacke verbogen, die Gürtelschnalle verkolt. Seine Eltern zeigten ihm später seine Jacke und den Gürtel, die genau so aussahen.

Vor dem Haus wartete die Presse, während Ed drinnen von der Polizei befragt wurde. Es war das erste Mal, dass Ed seinen Vater emotional aufgewühlt erlebte: Er saß zitternd da und wollte seinem Sohn die Hand halten, wusste aber anscheinend nicht, ob es angebracht oder gewünscht war.

Wenn er nun durch den Ort lief, spürte Ed die Blicke der anderen. Er war der Junge, der vom Blitz getroffen wurde. Der gestorben war und gerettet wurde. Der Glück gehabt hatte. Wir alle fertigen überzogene Karikaturen der Menschen in unserem